

Hintergrund

Von David Signer

Irgendwann ging der Kult um Lotti Latrous auch dem eingefleischtesten Menschenfreund auf die Nerven. Zuerst das Buch «Lotti, La Blanche», dann «Madame Lotti - Im Slum von Abidjan zählt nur die Liebe» und «Lotti Latrous - Bangen und Hoffen im Slum von Abidjan». Sie wurde Schweizerin des Jahres, der Film «Egoïste» über sie kam in die Kinos, und inzwischen gibt es sogar ein «Musikalisches Portrait» von ihr. Was wurde sie - von «Blick» bis «Bunte» - nicht alles genannt: «Ein Engel in der Hölle», «Die neue Mutter Teresa», «Eine Schweizer Heilige in Afrika». Wer die Augen verdreht ob solcher Verehrung, gerät in den Ruch des Zynikers. Obwohl heute alles und jeder früher oder später durch den Kakao gezogen wird - bei Lotti Latrous kann man die Archive so lange durchstöbern, wie man will, man findet keine kritische Zeile über sie. Und auch niemand, der sie kennt, lässt ein negatives Wort fallen.

Woher kommt diese Vergötterung? Es gibt schliesslich unzählige Menschen (zum Beispiel afrikanische Ärzte), die unter widrigsten Umständen Gutes tun, uns jedoch keine Zeile wert sind. Lotti Latrous aber eignet sich als Identifikationsfigur, weil sie Schweizerin ist. Wenn wir die Bücher über sie lesen oder ihrer Stiftung etwas spenden, ist es, als ob sie stellvertretend für uns gegen Not und Elend kämpfte.

Kein barmherziger Samariter

Vor dem Treffen mit ihr stellt man sich also aufs Schlimmste ein. Eine selbstgefällige, selbstgerechte Retterin mit einem Helferkomplex, mit einem Heiligenschein gar? Umso erstaunlicher dann, dass Latrous in der persönlichen Begegnung alles andere als die Heilige spielt. «Manchmal nervt mich dieses Tamtam», sagt sie erfrischend direkt. «Ich bin doch nicht der gütige Übermensch. Ich fluche, ich saufe Bier, ich bin hundsnormal.» Sie sei der grösste Egoist der Welt, sagt sie zur Tatsache, dass sie Mann und Kinder nach Kairo ziehen liess, während sie in der Elfenbeinküste blieb, um sich dort ihrem Aids-Ambulatorium zu widmen. «Ich glaube, die Afrikaner brauchen mich nicht, aber ich sie.»

Man würde sich mehr solche offeneren Statements wünschen von allen Entwicklungshelfern, die sich angeblich so selbstlos aufopfern für die Armen und dabei ein Leben führen, das ihnen in ihrer Heimat nie möglich wäre. (Bei Lotti Latrous, die vorher, als Ehefrau eines Nestlédirektors, ein Luxusleben führte, ist das Gegenteil der Fall.) «Normale Menschen interessieren mich nicht sehr», sagt sie. Ihr Sohn habe ihr einmal vorgeworfen: «Je mehr einer stinkt, kotzt, scheisst, um so mehr interessiert er dich.» Sie streitet es nicht ab.

Im Moment tourt sie mit Vorträgen durch die Schweiz. Natürlich ist sie froh um die Popularität, weil sie auch Spenden mit sich bringt. Aber die Verehrung irritiert sie selber: «Ich bin kein barmherziger Samariter. Mitleid ist mir zuwider, es ist oft ein Mittel, sich über den andern zu stellen. Meine Motive sind Mitgefühl, Empörung und Wut. Ich möchte, dass die Leute unabhängig werden.»

Vor kurzem hat sie eine Tuberkulose überstanden. Die Ärzte rieten ihr, zur Behandlung in die Schweiz zu kommen. «Ich wäre hier eingegangen», sagt Lotti Latrous. Sie blieb in Abidjan, im desolaten Adjouffou-Slum, ohne Wasser, aber mit jeder Menge Zuwendung, Hilfe und Liebe. «Ich bekomme so viel von den Leuten», ist einer ihrer häufigsten Sätze.

Der Schweizer Kälteschock

Ist sie in der Schweiz auf Besuch, überkommt sie oft Traurigkeit. «Ein Kälteschock - auch im Sommer.» Sie hat den Eindruck, am liebsten würde man hier alles automatisieren und anonymisieren, damit man nichts mehr mit anderen Menschen zu tun haben muss. «Am Flughafen muss man inzwischen selber einchecken, und die neueste Errungenschaft sind nun Läden, wo niemand mehr an der Kasse sitzt.» Das Gegenteil von Afrika, wo noch die einfachste Formalität von endloser Konversation umkränzt wird. Schweizer fragen sie gelegentlich, wie verbreitet Selbstmorde in Adjouffou sind. «Aber das ist ein Schweizer Problem. In unserm Quartier kämpfen die Leute ums Überleben, Selbstmorde gibt es praktisch nicht.»

Den Vergleich mit Mutter Teresa mag sie nicht mehr hören, und auch gegenüber all den andern christlichen Attributen, die ihr angehängt werden, ist sie skeptisch. «Ich bin durchaus gläubig», sagt sie. «Aber in einem überkonfession-



Im Slum von Abidjan: Lotti Latrous mit ihrem Mann Aziz, einem ehemaligen Nestlédirektor, der sie seit der Pensionierung regelmässig an ihrem Wirkungsort besucht. Foto: Marcel Studer

Latrous - ohne Heiligenschein

Mit Mutter Teresa wird die Schweizerin oft verglichen, die in der Elfenbeinküste ein Sterbehospiz und Aids-Waisenhaus betreibt. Lotti Latrous selbst hält sich für eine Egoistin.

nellen Sinn. Die evangelikalen Kirchen in Afrika sind gefährlich. Sie behaupten, Aids sei eine Strafe Gottes und könne durch intensives Beten geheilt werden, sie brandmarken Kinder als Hexen und versuchen ihnen das Böse herauszuprägen. Das empfinde ich als heuchlerisch. Wenn es um Tatbeweise geht, sind die Muslime oft viel humaner.» Es nerviert sie zu sehen, wie einseitig die Muslime momentan in der Schweiz dargestellt werden. Dieses Klischeebild hat für sie nichts zu tun mit dem gelebten Islam, wie sie ihn tagtäglich in Afrika erlebt.

Was auffällt in der persönlichen Begegnung mit Lotti Latrous, ist ihre Professionalität. Aufgrund ihres Engel-Images könnte man den Eindruck gewinnen, sie verbringe die Zeit im Sterbehospiz vorab damit, aidsranke Kinder auf ihren Armen in den Tod zu wiegen.

«Ich bin kein barmherziger Samariter. Mitleid ist mir zuwider, es ist oft ein Mittel, sich über andere zu stellen.»

Lotti Latrous

Dabei geht leicht vergessen, dass in ihrem Zentrum heute vorwiegend medizinische Hilfe geleistet wird. Latrous schätzt, dass - «nicht dank mir, sondern dank der 65 Angestellten» - 300 000 Menschenleben gerettet wurden.

Die Lage der Aidskranken in Afrika hat sich in den letzten Jahren fundamental geändert. In der Elfenbeinküste gibt der Staat antiretrovirale Medikamente kostenlos an Aids-Patienten ab. Damit ist Aids, wie bei uns schon länger, von einer tödlichen zu einer zwar chronischen, aber behandelbaren Krankheit geworden. Die Möglichkeit der Therapie motiviert die Leute, sich testen zu lassen. HIV-positiv zu sein, ist je länger, desto weniger ein Stigma. In Latrous' «Centre Espoir» sind Beratung und Behandlung allerdings günstiger, schneller und effizienter als in den öffentlichen Spitälern, und darum ist der Andrang gross.

Überflüssig sind Sterbehospiz und Aids-Waisenhaus trotzdem nicht geworden. Noch immer gibt es allzu viele Aids-kranken, die sich nicht testen lassen oder erst dann, wenn sie auch mit moderner Medizin nicht mehr gerettet werden können. Eine neue Bedrohung ist seit einigen Jahren die Tuberkulose, die oft mit einer Aids-erkrankung einhergeht und ähnlich wie diese eine streng reglementierte, disziplinierte Medikamenteneinnahme erfordert. Wegen der hohen Ansteckungsgefahr, dem engen Zusammenleben, Medikamentenknappheit und zunehmenden Resistenzen besteht stetig die Gefahr einer Epidemie.

Das Waisenhaus im «Centre Espoir» ist heute hauptsächlich mit Kindern belegt, deren Mütter an Tuberkulose gestorben sind. Immer mehr Menschen leiden zudem an multiresistenter Tuberkulose, gegen die die vorhandenen Medikamente wirkungslos sind. Das ist umso bitterer, als diese Kranken nur verloren sind wegen falscher, zu früher Behandlung mit speziellen Antibiotika, die erst im Notfall eingesetzt werden sollten. Latrous kann in solchen Fällen nicht helfen, denn diese Patienten würden alle andern im Centre anstecken. «Ich muss sie unter Tränen wegschicken, im Wissen, dass sie krepieren werden, in einem Hof, an einem Strand, ohne dass sich jemand um sie kümmert.»

Besuch aus Konzernzentralen

Oft kommen Vertreter von Konzernen und Stiftungen, die Geld gespendet haben, also Manager und Banker, Lotti Latrous in Abidjan besuchen. «Diese Leute», sagt sie, «die sonst nur First Class fliegen und in Fünfsternehotels absteigen, sind häufig tief berührt und wollen rasch wieder kommen. Wegen der verschütteten Emotionen, die sie hier wieder spüren, und wegen der Liebe, die sie hier erfahren.»

Ist das nicht etwas pervers? «Warum? Mit seinem Personal kann so ein Direktor ja nicht liebevoll umgehen, da gehts nur um Ellbögen und Profit. Hier in Afrika empfindet er wieder einmal echte Gefühle.»

Müsste er dann nicht versuchen, in

seinem Alltag etwas zu verändern, statt im Slum ein paar Tränen zu vergiessen, um dann frisch gestärkt in den kapitalistischen Kampf zu ziehen?

«Ein Einzelner kann die globalen Spielregeln doch nicht ändern.» Zweifellos. Aber so sehr Lotti Latrous in der persönlichen Begegnung auch durch Pragmatismus und Bodenständigkeit überzeugt, so sehr irritiert doch die an Heiligenverehrung erinnernde Bewunderung, die ihr überall entgegenschlägt. Der Kult um sie hat wahrscheinlich mehr mit den Bewunderern, ihrer Sehnsucht nach Helden und Heldinnen zu tun, als mit Lotti Latrous selbst.

Was sie antreibt, sich seit zehn Jahren mit unermüdlicher Energie unter widrigsten Umständen für die Ärmsten einzusetzen, bleibt auch nach einem langen Gespräch rätselhaft. Die meisten Weissen in Afrika, selbst wenn sie unter guten Bedingungen leben, werden nach ein paar Jahren zynisch, schotten sich ab oder kehren nach Hause zurück. Gerade auch bei den Idealisten kippt die anfängliche Begeisterung oft bald in Resignation oder gar Rassismus um. Was ist bei Lotti Latrous anders? «Compassion», sagt sie immer wieder, also eine Mischung aus Mitgefühl und Leidenschaft. «Aber», räumt sie schliesslich ein, «ich befürchte, ich kanns mit Worten nicht ausdrücken.»

Das Schweizer Fernsehen strahlt am 17. 12. um 20 Uhr im Rahmen von «DOK» einen neuen Film über Lotti Latrous aus.